

DER GUTE TON AUF DEM NARRENSCHIFF

Nachwort

Während ich die Glossen auswähle und ordne, die in diesem Buch versammelt werden sollen, denke ich: Was für ein Schwarzseher und Nörgler du doch bist! Du beginnst mit der welterschöpfenden Kraft der Sprache und endest mit der durch das Wort verfügbaren Apokalypse, dazwischen ein Menetekel des Alltags neben dem anderen und nur sehr spärlich Raum für gute Zeichen. Du entwirfst Momentaufnahmen vom geschwätzigen Nichts und tust, als stünde darin das finstere Schicksal des Großen und Ganzen festgeschrieben.

Aus dem Küchenradio tönen die Nachrichten, und mir fällt ein Stein vom Herzen:

Für das Weihnachtsgeschäft hat der Handelsverband in einem *Consumer Check* das Klima abgefragt: Es herrscht wieder ein optimistisches Konsumverhalten.

Also geht ja doch noch alles gut aus! Die Sorgen und Ängste der Menschen in unserem Land möge ernst nehmen, wer sich nicht anders zu helfen weiß. In Wirklichkeit gibt es gar keinen Grund für schlechte Laune. Sie ist nicht mehr als ein Programm für verlorene Posten.

Blasen wir also den Untergang des Abendlands erst einmal ab! Das alte Europa zeigt in diesen späten Tagen, daß es noch allerhand Kraft, Mut und sogar ein gerüttelt Maß an Wehrhaftigkeit zu versprühen vermag. Nachdem auch

das 4. Weihnachtswochenende erfolgreich geschlagen

war, blieb Zeit zum Atemschöpfen, und nun lassen wir die guten Vorschläge zur Weltverbesserung, die das alte Jahr uns einbrachte, Revue passieren. Selbst zu Zeiten, als die Hiobsbotschaften einander durch den Äther jagten –

Sie werden gleich noch das Neueste von der neuen Bluttat erfahren!

hiß der Schlachtruf der Redaktionen –, verlauteten Stimmen der Hoffnung und Zuversicht.

Lösung versprach zum Beispiel eine Psychologin, ihres Zeichens Generalsekretärin eines Vereins zur Förderung der seelischen Gesundheit. Sie riet der Gesellschaft des ethnokulturellen Wandels und Wechsels angesichts der wirbelnden

Gewaltspirale

zu einem

Commitment to Gewaltlosigkeit.

(Wortwörtlich; ich habe es mir aus Begeisterung gleich notiert.) Denn wer sich darauf verständige,

Empathie zu lehren,

und das auch tüchtig

kommuniziere

(Elitendeutsch für: dem gemeinen Volk einen Bären aufbinden), der habe den Schlüssel zum Paradies auf Erden so gut wie in der Hand.

Und während man ihren Tip bereits in die Tat umsetzt und emsig erfinderische Begleitprogramme auf den Plan treten, wie jenes, das den

Einsatz von Kampfsportidolen als Testimonials vorsieht, die bei den jeweiligen von der Verführung der Radikalität bedrohten Mitmenschen, deren Herkunft sie teilen, Stimmung gegen eine Rekrutierung durch den »Islamischen Staat« und seelenverwandte Brauchtumsvereine machen sollen, – währenddessen also kommt unsereins doch wieder ins Grübeln. Da läßt sich der ewige Pessimist in uns das Wort nicht länger verbieten ...

Ihn, den unausstehlichen Spielverderber neuer Weltordnungen, quält das nagende Unbehagen: Daß einer Verheißung nicht zu trauen sei, deren moralischer Imperativ das Gehäuse von Marketing- und Managementparolen bezogen hat, und daß ein Gebot nichts taue, das der eigenen Muttersprache nicht einmal mehr das Recht zugesteht, im Satzglied die Präposition zu bestimmen und somit über die Identität des angewandten Sprachbauplans zu entscheiden. Auf die Spitze getrieben, hat die zum Englischen Zuflucht nehmende Expertise im Um- und Überschlag aus der

Gewaltlosigkeit

einen einsamen Germanizismus gemacht, mit dem sich nur noch die Wucherer und Feilscher getrost austauschen.

Dabei entscheidet über Groll und Unfrieden des Pessimisten nicht etwa, daß diesem die deutsche Sprache als solche so wichtig wäre – sie ist es in der Tat –, son-

dern daß er in dem Stoppelfeldcharakter des Expertenidioms ein stoppelbärtiges Denken und ein bestenfalls halbgares Verhältnis zur Wirklichkeit vermutet. Im Weder-Noch der Sprache ein Weder-Noch des Lebens, wortbrüchig, ohne festen Grund. Und wer will einen so hohen Wert wie

Gewaltlosigkeit

in solcher Obhut wissen?

Noch vor wenigen Jahrzehnten freilich hätte man die Seelenfachfrau mit dem besonderen Sprachgefühl höflich vor die Tür gebeten und ihr in aller Bescheidenheit bedeutet: Was sie zu sagen versuche und doch nicht deutlich auszusprechen wage, erfordere nicht mehr als das Bekenntnis zu zwei längst vertrauten Wörtern: Gottesfurcht und Gottesliebe. Die Liebe zu Gott und die Furcht davor, ihn zu enttäuschen, aus der Liebe und dem Gericht Gottes anheim zu fallen, seien es, die den Menschen der Gewalt abschwören ließen und die im letzten dafür sorgten, daß Mord Mord sei und das Zufügen von Leid Verbrechen gegen den anderen, gegen sich selbst und gegen das Ganze. »Denn das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer« (1. Joh. 5, 3). »Die Furcht des Herrn hasset das Böse; Hoffart und Stolz, ein böses Leben und ein zweizüngiger Mund sind mir ein Greuel« (Sprüche 8, 13).

Wie armselig also mutet solches Kleinbeigeben an! Wie unendlich kleinlaut dessen Sprache, erst recht an wahren Mut gemessen, wie ihn zum Beispiel vor einem Dreivierteljahrhundert der Bischof von St. Pölten bewies: Das ergreifende Zeugnis seiner Silvesterpredigt

von 1941 wurde kürzlich wieder aus dem Archiv hervorgeholt und veröffentlicht. Mit unmißverständlichen, sich daher rückhaltlos preisgebenden Worten wandte sich Michael Memelauer darin, ähnlich wie im Sommer zuvor Bischof Clemens August Graf von Galen zu Münster, gegen das »Euthanasie«-Programm des nationalsozialistischen Schreckensregimes:

(...) Du sollst nicht töten. Das ist das gewaltige, die Menschheit auf der ganzen Welt schützende Gottesgesetz, hineingeschrieben in das Gewissen aller, auch der primitivsten Völker, noch bevor es in einem bürgerlichen Gesetzbuch kodifiziert wurde. Und dieses Gesetz soll für deutsche Menschen nicht mehr gelten, wenn sie nach Ansicht eigener Volksgenossen als unproduktiv und lebensunwert bezeichnet werden?

Die Mißachtung dieses Gesetzes müßte die Strafe Gottes herausfordern. Das Wort der hl. Schrift hat sich in der Völkergeschichte noch immer bewahrheitet. Gott läßt seiner nicht spotten. Was der Mensch sät, wird er ernten.*

Sprachkritik tritt auf den Plan, wo die Lage in einem geradezu walpurgisnächtlichen Ausmaß undurchdringlich geworden ist, sodaß die einfachen Worte, wenngleich nicht ihre Wahrheit, so doch ihre Wirkung eingebüßt haben. Dieses Einverständnis haben wir dem toten Gott des Fortschritts und der Toleranz geopfert, und es scheint, als stöbere die Sprache der neuen, ver-

* »Vor unserem Herrgott gibt es kein unwertes Leben«. Die Predigt von Diözesanbischof Michael Memelauer bei der Silvesterandacht am 31. Dezember 1941 im Dom zu St. Pölten, hrg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes und dem Diözesanarchiv St. Pölten, St. Pölten 2017, hier S. 26.

mischten Realitäten noch länger keinen glaubwürdigen Ersatz auf für alte, aber bewährte Gewißheiten wie »Du sollst nicht töten!«

Natürlich ist Sprachkritik, wie sie in diesem Buch geübt wird, nicht so vermessen, jedes Kopfschütteln über einen stumpfsinnigen Anglizismus, jedes Abenteuer mit einer Floskel, jeden Sturz über ein verunglücktes Satzgefüge zur Causa diaboli zu erklären und mit einem orthographischen Exorzismus zu beantworten. Aber in den satirischen Beobachtungen, Glossen und Kurzsays will das Bewußtsein – wohlgemerkt ist das nicht jene

Awareness,

von der der Kulturminister schwärmt – wachgehalten sein, daß es sprachlicherseits in der kleinsten Geste doch um das größte Wunder, ja, um etwas Heiliges gehe. Solcherart von der Zeit und deren Genossen alleingelassen, mit dem Rücken zur Wand, könnten ihrem bitteren Lachen und zornigen Staunen die feinere Gesellschafts-, die wertvollere Kapitalismus- und die großzügigere Globalisierungskritik entspringen.

Sie will nicht mit raffinierten neuen sprach- und kommunikationstheoretischen Begriffen stricken (deren Wert sie keineswegs in Bausch und Bogen verkennt). Und obgleich sie sich keiner Täuschung über das mehr als mißliche Verhältnis zwischen moderner Linguistik und »Sprachpflege«* hingibt, erhebt sie selbst überhaupt keinen wissenschaftlichen Anspruch. Indem sie sich also nur auf ein wenig Bildungswissen verläßt, will

* Siehe den Beitrag über Karsten Rinas' Klarstellungen, »Die Regel und ihre akademischen Zaungäste«, in Kapitel III.

sie ansonsten bloß moralische Schlaglichter auf eine düstere Szenerie werfen, welche doch, davon abgesehen, nur noch von kleineren oder größeren Blitzen aus Kunst- und Geistesgeschichte fernher erhellt wird. Man möge ihr diesen zugegeben recht altmodischen Ansatz nachsehen! Sie kratzt nur an der Oberfläche und ist überzeugt, daß darunter ein reicher Schatz an Schönheit und Lebendigkeit begraben liegt und es nur darauf ankäme, das Oberste wieder zuunterst zu kehren, von wo es entlief.

Worauf sie allerdings besteht, ist dies: Sie glaubt die Wortemacher an ihren Worten erkennen und zur Kenntlichkeit entstellen zu können. Die Maskenbildner der Öffentlichkeit haben es ihr angetan, der Umgangston, der herrscht, die gutgeölten Tonangeber selbst und deren flinke Follower. Die Narrenprinzen des Medienzeitalters, der Narrenschwarm und von Zeit zu Zeit eben auch ein verträumter Gegennarr. Macht und Ohnmacht liegen auf diesem Gebiet, teils bestürzend, teils beglückend, nahe beieinander. Das reiche Leben (und den Tod) aus den Fesseln dieser dem Phrasengeist verschworenen Gefolgschaft zu befreien, das ist der Traum, den Satire und Polemik träumen dürfen: daß eine Lebensgestaltung, die all jenen zuwiderläuft, sich dem Glauben an die Unantastbarkeit der Sprache zu verdanken hätte, wie schon der unvergleichliche Protokollant einer früheren, seither suspendierten Walpurgisnacht zu bedenken gab.

* * *

Und wirklich kann hier ein breites Spektrum in der Sprache manifester Verhaltensformen die Aufmerksamkeit des Naturliebhabers beanspruchen. Darunter zählen die folgenden Fälle aus den letzten Monaten:

Die Segnungen des Vokabellernens. — Beispiel: Die Neigung der raubtierkapitalistischen Sphäre zum kriegerischen Umgangston läßt

Flagshipstores

in die Höhe schießen wie Pilze aus dem Boden. Ganz im Sinne des martialischen Grundkonsenses des sanftmütigsten Menschenschlags aller Zeiten will sich da selbst die Zoologie nicht lumpen lassen:

Flagship-Species

nennt ein europäisches Natur- und Artenschutzprogramm den Fischotter, allzumal es sich bei dem

Comeback dieses scheuen Jägers

um eine

Erfolgsstory

ersten Ranges handele. Wir empfehlen den Börsengang oder einen Jagdausflug nach Disneyland. Die Scheu läßt sich bestimmt überwinden.

Die Launen der Zeichensetzung. — Beispiel: Die Bindungsangst bei Bindestrichen und die Flucht aus der Verantwortung in eine flexionslose Zukunft sind in der Aussendung einer führenden öster-

reichischen Buchhandelskette eine reizende Symbiose eingegangen:

Sieger des diesjährigen Leo-Perutz Preis 2016 ist Andreas Gruber: Herzliche Gratulation!

Das Glück kann er brauchen! Denn während der Meister des Jüngsten Tages bestimmt schon die Pinsel wetzt, sollte sich der »Preissieger« (wie »Preisboxer«?) rasch aus dem Staub machen. Ob er seinen Kopf aus der Zeitschleife zu ziehen vermag? Für Spannung ist gesorgt.

Grammatische Kapriolen. — Beispiel: Die schönsten Einsichten in das Theatrum mundi produziert bekanntlich der Hanswurst:

Ich lege meine Funktionen als Parteivorsitzenden und Bundeskanzler mit dem heutigen Tag zurück, verkündet der Regierungschef auf einer mit der sicheren Hand des Tragöden inszenierten Ansprache vor der Presse. Da ward jemand von seinen Ämtern und Geschäften wahrlich in Besitz genommen!

Die Lichtung des Wortgestrüpps durch ideologische Finten. — Beispiel: Just am Christtag, während einer feierlichen Sondersendung im Rundfunk mit dem etwas aus der Mode gekommenen Namen »Erfüllte Zeit«, wird dem Wort

Menschwerdung

(des Gottessohnes) das Vertrauen entzogen. Eine Theologin und Psychotherapeutin wittert darin einen

typisch deutschen Sonderfall,

der ihr

großes Unbehagen

bereite. Zeit also, sich auf die durch biblische Schlüsselworte empfohlene

Fleischwerdung (Inkarnation)

zu beschränken oder besser noch bloß von

Verkörperung (Inkorporation)

zu sprechen, fordert sie. Selbstverständlich weiß sie um die zentrale Rolle, die die Frage nach dem Wesen Jesu Christi für das theologische Denken und in der Dogmatik gespielt hat (Ensomatosi – Sarkosis – Enanthropesi). »Typisch deutsch« ist ihre Lösung: das Wortverbot. Es eröffnet ein weiteres Betätigungsfeld für eine der blühendsten Professionen zum Zwecke der Abrichtung der Welt. Die politisch-korrekte Entzauberung des Wortschatzes versucht mit Unterstützung der öffentlichen Medienanstalt sogar über jenes Ereignis Macht zu gewinnen, das doch die »Sinnmitte der Schöpfung« bilden und ein »neues Verständnis der Wirklichkeit« eröffnen könnte.*

Selbst Goethes Schöne Seele hätte ihre Bekenntnisse demnach zur Halbzeit abbrechen müssen, rechtzeitig bevor sie auf das deutsche Unwort gestoßen wäre, erkennend, daß »in der Menschwerdung des ewigen

* Peter Hünermann, »Inkarnation«, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 5, Freiburg i. Br. etc.: Herder 1996, hier Sp. 500.

Worts, durch das alles und auch wir erschaffen sind«, Sinn und Segen ihrer großen Suche lägen. Hätte sie dann aber jemals jenen »heiteren ja seligen Blick über die irdischen Dinge«, den der Dichter an ihr pries, gewonnen – und die »Leichtigkeit, das zu tun, was ich für recht halte«?

Ziel versenkt!

Die Aufforstung des Wortgestrüpps durch ideologische Finten. — Die neue Unterrichtsministerin exerzierte sie kürzlich öffentlich vor: Soeben hatte eine große Untersuchung aufgewiesen, daß unter Österreichs Jugend eine Leseschwäche hart an der Schwelle zum Analphabetismus um sich greife. Die Politikerin setzte in ihrer entschlossenen Stellungnahme dem versagenden Schulwesen aber nicht etwa die Besinnung auf das Wesentliche und einen erzieherischen Aufbruch entgegen, sondern vor allem eine Lawine peinlich genau beobachteter lingualer Geschlechtergerechtigkeit, die von

Direktorinnen und Direktoren

über

Schülerinnen und Schüler

bis zu

Pädagoginnen und Pädagogen

rollte (welch letztere gefälligst zu

performen

hätten) und fast alle Inhalte grausam unter sich begrub.

Und auch die Satzflöskel selbst, mag sie auch im Maßstab des »Duden« ohne Fehl und Tadel sein, gehört auf den Acker sprachkritischer Landschaftspflege: die Leere hinter dem klingenden Ton. Ihr ungeheurer Hoheitsbereich reicht von der kalten Gier nach Emotion, die die bei jeder Gelegenheit gezückte Reporterfrage:

Wie fühlt sich das an?

befriedigt wissen will, bis zu der fernen Antwort des

Statements aus Berlin,

das sich der von der Technik der Macht ermüdeten Stimme der Kanzlerin bedient. Die vom Blatt gelesenen, sorgfältig kalkulierten Gefühlsaufwallungen erklären sich nach der Wütereier auf dem Breitscheidplatz wieder einmal hochhoffiziell

entsetzt, erschüttert und traurig.

Grausam und unbegreiflich

sei die Tat, trägt der schwarze Hosenanzug vor und gibt ferner zu Protokoll:

Wir verspüren die Solidarität unserer Freunde weltweit, und sie sollen wissen, wie sehr auch wir um ihre Opfer trauern.

Ja, genau so muß sich das anfühlen.

* * *

Es ist also kein Waffenstillstand an der deutsch-deutschen Sprachfront eingetreten. Ich hoffe, es tut der

Versammlung von Einzelfällen in diesem Buch keinen Abbruch, daß sich deren Unheil potenziert, seit sie beschrieben wurden. In der Regel gehorcht die Materie nicht der Vernunft, schon gar nicht der Satire, und so regieren Vermehrung und Verdichtung, Enthemmung und Ausschweifung erst recht, seit ich nicht mehr so gut hinhöre.

Soll ich aber, zwischen Küchenfunk und Klapprechner (die Klangfigur gestattet es, den Puristen eine Freude zu machen), ein Bild wählen, das das ganze muntere Treiben zusammenfaßt, von dem die Notizen, Glossen und Kurzsays kleine Fragmente und bunte Mosaiksteinchen bewahren? Das Narrenschiff schwebt mir vor, das an einer anderen Zeitenwende mit Pauken und Trompeten vom Stapel gelassen wurde: in dem berühmten Spottgedicht des Juristen und Humanisten Sebastian Brant aus Basel. Ich habe mir das 1494 zum ersten Mal in See gestochene Original-»Narren schyff« schon vor einer Weile wieder herausgesucht, um mich von Zeit zu Zeit seines Rats zu versichern, nachdem ich es lange aus den Augen verloren hatte. Es hilft und schafft Perspektive.

Mit seinem nautischen Gesellschaftsgleichnis hat Brant ein derart einflußreiches Motiv geschaffen, daß es eine Fülle von Übersetzungen, Bearbeitungen und Neuformungen zeitigte, ja geradezu eine eigene Literaturgattung hervorrief. Zu den originellsten und schlagkräftigsten Schöpfungen seiner Nachfolge zählen die »Narrenbeschwörung« und die »Schelmenzunft« (beide 1512) aus der Feder des gelehrten Franziskanermönchs Thomas Murner. Freilich konnten sowohl Brant als auch Murner auf eine ältere Vorstellungs- und

Brauchtumstradition zurückblicken. Das Narrenschiff fand in den sprichwörtlichen Metaphernschatz – nicht nur der Deutschen – Eingang, sodaß es noch heute kein ganz seltenes Tertium comparationis für zeitkritische und politische Diagnosen aller Niveaus bildet.

Ich aber, da ich von der großen Politik prinzipiell nichts verstehen möchte, frage mich in meinen kurzen Texten nur, wie denn die Narren miteinander sprechen, wenn sie nicht gerade ihr »Gaudeamus omnes!« schmettern. Da tummeln sie sich polternd und purzelnd auf dem Flaggschiff und auf den diversen weiteren, mehr oder minder seetüchtigen Vehikeln ihrer Armada, die Brant auf die Reise schicken mußte, um den Andrang derer, die es nach dem herrlichen »Narragonien« verlangte, bemeistern zu können. Wenn also der spätmittelalterliche Moralsatiriker die von der damaligen Medienrevolution verstörten Mitmenschen in Scharen nach dem gelobten Land drängen sah (das natürlich schon damals eine reine Illusion war: ein ideologisches Narrativ, eine Zeitungssente, die Schöpfung einer PR-Strategie ...), was erst muß in der heutigen für ein Aufbruch herrschen! Wer führt darin das Wort, wer schwingt die Reden? Wie prahlt, plaudert, plärrt, tuschelt und mauschelt man dort? Was wird gezwitschert, und nach welchem Muster hat das zu geschehen? Welche Etikette ordnet den Narrenreigen? Kurz: wie steht es um den guten Ton auf Deck?

Doch nicht die Personen interessieren meine Feldstudien, sondern die Typen, und die närrischen Namen zählen nur als Verkörperungen ihrer Zunft, als Glieder in der Narrenkette. Schon damals waren in dieser die Schwätzer und Gaukler, die Verdreher und Veräch-

ter, die falschen Prediger, eingebildeten Ratgeber und manch weiterer Anwalt des flüssigen Worts neben den gewöhnlichen Sündern prominent vertreten:

Der muß Mehl haben mehr denn viel,
Wer jedem das Maul verstopfen will,
Denn es steht nicht in unsrer Macht,
Was jeder Narr kläfft, schwatzt und sagt.
Die Welt muß treiben, was sie kann,
Sie hats vor manchem mehr getan,
Ein Gauch singt Kuckuck oft und lang
Wie jeder Vogel seinen Sang.*

Sebastian Brant war aber im Grunde ein Optimist, er vertraute auf die Vernunft des Menschen und die Überwindung des Lasters durch Belehrung, und er glaubte trotz allen Signalen für die gewaltige Umwälzung, die sich am Horizont abzeichnete, fest an die reelle Kraft und einigende Macht des christlichen Fundaments.

Freilich, irgendwann im letzten Drittel seines Narrenspiegels scheint selbst ihn die Zuversicht verlassen zu haben. Im 103. Kapitel schließlich ist aus dem Narren- das »Glaubensschiff« schlechthin geworden. Der eindrucksvolle Holzschnitt, der beigegeben ist – von der Forschung dem jungen Albrecht Dürer zugeschrieben –, zeigt es gekentert, mit dem Bauch nach oben in den Wellen treibend. Einige Narren in kleinen Rettungskähnen suchen noch brauchbare Teile loszurei-

* Ich zitiere nach der Übertragung ins Neuhochdeutsche von Hermann A. Junghans (1877), Sebastian Brant, Das Narrenschiff, hrg. v. Hans-Joachim Mähl, bibliographisch ergänzte Ausgabe, Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1998 (=Universal-Bibliothek, Bd. 899), hier S. 148f.

ßen, einer sägt sogar weiter an den verbliebenen Balken des Rumpfes. Immer noch haben sie den listig verzückten Gesichtsausdruck der in ihr virtuelles Sozialleben vertieften Sitznachbarn in der Straßenbahn. Zwischen Ertrinkenden und allerlei Treibgut schwimmend, sind auch gelehrte Druckwerke ein Opfer des Schiffbruchs geworden; die Fluten werden die Ratgeber- und Besserwisserliteratur, die der Fahrt den Takt schlug, hinwegnehmen. Weitere Narren sieht man in der Ferne nach dem Festland rudern, das sie auf ihren dürftigen Untersätzen nie erreichen werden.

Ganz oben auf dem verkehrten Schiffsrumpf aber sitzt wie auf einem Regenbogen mit huldvollem Antlitz, äußerst photogen, der »Endkrist«, in der einen Hand einen Beutel Münzen, in der anderen eine Geißel. Der Narrenkönig hat sich in den Antichrist verwandelt, er hat die Narrenkappe abgelegt, sodaß man auf seinem Haupt die Lockenpracht erkennen kann. Nun blickt er wie Heidi Klum als Dompteuse ihrer Laufstegelevinnen auf die Gescheiterten herab, die es noch immer nicht glauben können. Ein zarter Anflug von Voyeurismus umspielt sein Lächeln.

Alle Christenmenschen sind also Narren, will das Bild sagen, keiner nehme sich aus, keiner wähne sich gefeit. Von Anmaßung, Selbstgefälligkeit und Willkür verblendet, zerstören sie eigenhändig die geoffenbarte Wahrheit – die »heylig gschrift«, das Gebäude der Tradition –, wovon sie getragen werden. Nur eine winzige Schar heiligmäßiger Weiser, betende Frauen und Männer in »sant peters schiffli«, wird im Vordergrund vom apostolischen Menschenfischer mit dem Petruschlüssel auf den rettenden Fels gezogen.

Ein besonderes Detail rundet das Sinnbild ab (und läßt es zu einer Versuchsanordnung gerinnen, die sich der Medientheorie zum zeitlosen Vorbild empfiehlt): In der Luft über dem Antichrist sieht man einen Teufel in Drachengestalt schweben, sein langer Schweif, halb Gloriolen, halb Banner des Narragonischen Wohlfahrtsausschusses, umtänzelt den Lockenkopf. In den Händen hält er einen Blasebalg und bläst dem seligen Erznarren damit die Ohren voll.

Der Ohrenbläser – als eigener Narrenstand kurz zuvor eingeführt* –, der Schmeichler im Ohr, der Schmarotzer am lebendigen Geist, der ist es, den Sprachkritik zu guter Letzt dingfest zu machen hat, um ihm ihr Beckmesser anzusetzen.

Mein Buch fängt ganz klein an.

* * *

* Kapitel 101 des »Narrenschiffs«; siehe die Abbildung vor Abschnitt I des vorliegenden Buches.